

(Nachdruck verboten.)

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel.

„Ja, ja, es ist immer Gottes Wille, wenn unsereins mit Füßen getreten wird,“ bemerkte der Maurer mit Bitterkeit. „Nun freilich, die Obrigkeit ist ja von Gott eingesetzt, und so war's nicht der Amtsrichter von Altenbach, sondern der liebe Gott selber, der mich für einen Spitzbuben hielt und in den Turm warf.“

„Ihr solltet nicht so reden,“ verwies ihm der Alte. „Es ist Euch allerdings schweres Unrecht geschehen; aber Ihr seid ja für unschuldig befunden worden.“

„Ja, des Amtsrichters Schuld ist das nicht,“ versetzte der andere. „Und nun meint Ihr, damit wär' alles gut? Hab' ich darum etwa weniger wochenlang im Turm gesessen?“

„Was liegt Euch heute nur im Sinne?“ fragte Lampe.

„Ich hab' Euch nie so reden hören. Ihr solltet das vergessen.“

„Es hilft mir nichts, wenn ich's allein vergesse,“ versetzte Nehring, indem er aufstand, um wieder an die Arbeit zu gehen.

Der Alte sah Nehring grübelnd nach. Er verstand den Sinn seiner letzten Worte nicht.

Der Brückenbau durfte nicht stillstehen, wenn er vor dem Hochwasser des Herbstes fertig sein sollte. Es wurde heute aber wegen des blauen Montags doch nur lässig gearbeitet und früher als sonst Feierabend gemacht. Nehring stand ungeschlüssig, ob er seinen Mitarbeitern nach der Stadt folgen sollte oder nicht. Er hatte sich im Laufe des Tages wiederholt vorgejagt, daß er seinen Fuß nicht mehr in den Garten des „blauen Engels“ setzen wollte. Endlich stieg er doch den Berg hinan. Mögen sie dich halten wofür sie wollen, grollte er in sich hinein; du wirst ihnen zeigen, daß du dir aus ihren Gedanken nichts machst. Ich kann hingehen, wohin es mir beliebt!

Gemeinen Schrittes, mit einer herausfordernden Miene trat er in den Garten. Doch sein Herz klopfte lebhaft, und als er sich an seinen gewöhnlichen Platz setzte, geschah es in der peinlichen Spannung, ob man in seiner Bedienung einen Unterschied mit der anderer Gäste machen würde. Sonst hatte er nicht darauf geachtet. Welches qualvolle Bewußtsein, bei dem reinsten Gewissen von der Welt keine Macht zu besitzen, die Menschen an seine Ehrlichkeit glauben zu machen! Gottlieb hatte sich indessen kaum gesetzt, so brachte ihm auch Marie schon sein Abendbier in dem Krüge, den sie bereits gestern für ihn beiseite gesetzt hatte und der fortan der seinige blieb. Marie hatte ihn keinem anderen Gäste gereicht.

Nehring hörte sie kommen, aber er sah nicht nach ihr hin. Wäre es der Wirt oder Regine gewesen, er hätte ihnen fest in das Gesicht geschaut. Der kleinen Marie gegenüber versagte ihm der Mut, er wußte nicht warum. Sie näherte sich mit leuchtenden Blicken, und ihr: wohlbekomms! Klang gar herzlich. Der junge Geselle blickte bei dem Ton rasch auf, die übliche Antwort vergessend. Ihm war, als ob ein Stein von seiner Brust genommen wäre. Eine Sekunde darauf wollte ihm das Mißtrauen zuflüstern, daß sich Marie nur verstellte: es sei ja ihre Pflicht, gegen alle Gäste freundlich zu sein. Doch Marie blickte ihm mit einer solchen Freundlichkeit in die Augen, daß sein Mißtrauen schnell wieder verschwand, und er sagte:

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben, Marie?“

Sie tat es mit einem flüchtigen Erröten und er schüttelte ihre Hand mit einem Gefühl, für das er keinen Namen hatte. Fast wären ihm die Tränen in die Augen getreten.

Marie hätte gern gewußt, warum er gestern nicht heraufgekommen war; allein das Siegel war noch nicht hinweggenommen, das ihr Inneres und ihre Lippen verschloß. Sie konnte nicht fragen und sie wäre nach empfangener Zahlung wie gewöhnlich fortgegangen, wenn er sie nicht zu bleiben gebeten hätte. Regine war in Geschäften in der Stadt und so blieb Marie bei ihm stehen. Er wollte, daß sie sich ihm gegenüber setzte, allein sie lehnte es als unschädlich ab. Indes zog er sein Abendbrot aus der Tasche und begann zu essen. So

köstlich hatte es ihm hier oben noch nie geschmeckt. Gesprochen wurde von beiden nichts. Sie sahen einander nur an.

„Also Sie stehen ganz allein auf der Welt?“ nahm der Maurer endlich das Wort, indem er sein Taschmesser einsteckte und die Brosamen seiner Mahlzeit den Hühnern hinstreute, die sich inzwischen um den Tisch versammelt hatten.

Marie nickte und Nehring rief: „Wozu wird der Mensch nur geboren, wenn soviel Kreuz und Elend auf ihn wartet? Aber es ist noch nicht das Schlimmste, keinen Vater und keine Mutter mehr zu haben.“

Das Mädchen blickte ihn befremdet an. Was meinte er nur? Nach ihren Erfahrungen konnte es nichts Schlimmeres geben. Er bemerkte ihren Blick nicht. Sein Gesicht verfinsterte sich im Grübeln. Es berührte und reizte eben alles die Wunde in seiner Brust.

„Wenn's einen Gott im Himmel gibt,“ rief er nachdrücklich, „warum duldet er solches Elend?“

Marie streckte erschrocken die Hand aus und berührte seinen Arm.

„Ja, ja, ich will nicht mehr daran denken,“ jagte Gottlieb, indem er aufstah. Er nahm den Hut ab und stellte ihn neben sich auf die Bank. „Es ist ein warmer Abend,“ fuhr er fort, und strich sich durch das Haar. „Ein warmer Abend, und Sie müssen mir erzählen, Marie, wie es Ihnen ergangen ist im Leben. Wollen Sie?“

„O, ich weiß nicht,“ stotterte diese, während sie sich wiederholt mit der Schürze über den Rücken der linken Hand rieb. „Ich hab' nie gedacht, daß ich's könnte!“

„Nein. Sie haben's nie einer Seele sagen können?“ rief der junge Maurer betroffen.

„Ja, wenn sollt' ich's denn erzählen?“ fragte Marie. „Vater und Mutter hab' ich ja nimmer gekannt!“

Gottlieb blickte sie mit tiefem Mitleid an. Es traten Gäste in den Garten und Marie verließ den Gesellen, um jene zu bedienen. Nehring war es unangenehm, daß seine Unterhaltung mit dem Mädchen gestört worden. Er wartete noch eine Weile, daß Marie wieder zu ihm kommen würde; allein inzwischen war auch Regine zurückgekehrt und Marie fand nicht einmal Gelegenheit, ihrem Beschützer gute Nacht zu wünschen. Sie war ein so dummes Ding, wie sie ja auch der Wirt nannte, daß sie sich keinen Vorwand auszufinnen wußte, um nochmals an den Tisch des jungen Gesellen zu treten. Nehring war fortgegangen, während sie in der Küche auf das Essen wartete, welches einer von den Gästen bestellt hatte. Es machte sie traurig, als sie Gottlieb bei ihrer Rückkehr nicht mehr fand.

4.

Ein Licht in der Nacht.

Von ihrer Kindheit an daran gewöhnt, daß niemand an ihr Anteil nahm, hatte es Marie eigentümlich berührt, daß sich Gottlieb nach ihren Schicksalen erkundigte. Sein Wunsch, daß sie ihm ihre Vergangenheit erzähle, klang ihr fortwährend in der Seele wieder. Im ersten Augenblicke schien es ihr, daß sie ihm alles gesagt, indem sie ihm mitgeteilt, daß sie Vater und Mutter nimmer gekannt hätte. Allmählich aber geriet ihre ganze innere Welt an Nehrings Frage in Bewegung und Aufruhr. So wirkt ein sich erhebender Wind auf die schweren Nebelmassen, welche Tal und Höhen verhüllen. Erst geraten sie in ein leises Schwanken, dann pressen sie sich dichter an den Bergwänden zusammen, wallen zurück und empor. Hin und her ziehen sie und zerreißen bald hier, bald dort, daß jetzt ein Baum, jetzt ein Stück der Felsen austauch und wieder verschwindet. Nun treten Heden und Dörfer, der Strom, die Felder in der Tiefe hervor, die Brust der Berge, die Wälder, die Matten beginnen deutlicher und deutlicher in Gestalt und Farbe durch die höher schwebenden verdünnten Schleier zu schimmern. Matten und Föhren trinken die Nebel in langsamen Zügen auf. Im Sonnenschein funkeln die Täler.

Marie dachte an dieses und jenes kleine Ereignis ihres Lebens, und dasselbe gewann für sie selbst dadurch an Wichtigkeit, daß sie sich fragte, was Gottlieb dazu sagen würde? Gottlieb war gleichsam der Faden, an dem sie ihre Vergangenheit sich vergegenwärtigte und Glied an Glied reichte. Es war eine angenehme Beschäftigung, welche sie nach vollendetem Tagewerke oft noch lange nach erhielt, das wenige, was hinter

Ihr lag, sich in Beziehung zu Gottlieb wieder zurückzurufen. Ihre kleinen Freuden wurden wieder lebendig, aber auch der Kummer, die Entbehrungen. Es wurde ihr jetzt deutlich, wie trüb und öde ihr ganzes bisheriges Leben gewesen, allein es machte sie nicht traurig. Sie hatte ein Gefühl, als ob es gar nicht ihr eigenes Leben sei, welches sie beschäftigte, und sie beschäftigte sich ja auch nur damit, weil Gottlieb es zu kennen wünschte. Aber sie fühlte zugleich, daß sie dem jungen Gesellen nichts würde erzählen können. Sie wußte nicht, wie sie es anstellen sollte, dasjenige auszusprechen, was solange wortlos in ihrer Seele gelegen hatte. Und würde er sie nicht wegen manchem auslachen, was ihr seinerzeit so wichtig gewesen war, sei es in Freude, sei es in Leid? Nein, sie würde sich nie ein Herz zu diesen Mitteilungen fassen können, und sie schämte sich vor ihm, daß sie so dumme sei.

Aber sie erzählte dem jungen Gesellen doch vieles und mehr und mehr, ohne daß sie sich dessen im Augenblick bewußt war. Er kam jetzt wieder täglich in den „blauen Engel“ hinauf, zum Verdruß Regines.

Kehring vermochte ihr nicht das beleidigende Wort zu vergeßen, und wenn sie ihm in den Weg kam, so ging er mit stolzen, nichtachtenden Blicken an ihr vorüber. Er grüßte sie nie. Regine versuchte in ihrem Aerger darüber, ihn aus dem „blauen Engel“ zu vertreiben. Sie drang in ihren Vater, Kehring sein Haus zu verbieten. Du wirst sehen, sagte sie, daß uns der anrührende Mensch noch alle anständigen Gäste verschucht. Der Vater verwies ihr solche Reden. Der Kehring sei ein ehrlicher Kerl, seine Kreuzer seien so gut wie die der anderen Leute, und wenn's nicht in demselben Garten mit ihm schmeckte, der könnte es anderwärts versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Stieglitz.

Skizze von Ilse Frapan - Munian (Genf)

I.

Die Wiese stand schon hoch, wenn der leichte Westwind vom wolkenanziehenden Waldgebirge, dem blauen Jura, herblies, dann schlug das Gras sanfte Wellen gegen die Stämme der Obstbäume. Und zwischen den silbrigen Wellen standen rund und unbeweglich die kleinen Sonnen des goldgelben Bodbarts und blauer als der Frühlingshimmel der hohe bienenumflogene Salbei.

„Großmutter, die Kirschen sind rot geworden, die Kirschbäume sitzen schon voll von Späßen, die Amseln möchten auch gern heran, nicht eine einzige Kirsche wird ungepickt bleiben, wenn wir sie nicht pflücken,“ sagt Toto.

Sehr besorgt ist Toto wegen der Kirschen. Mit seinen bronzenen nackten Weinen, die lang unter der faltigen blauen Kattunschürze hervorlugen, möchte er gern auf die Kirschbäume steigen, mit den reißten den Wagen füllen, aber die Wiese steht schon zu hoch, man darf nicht mehr in das Gras hinein, denn das Gras ist an die Meierei verkauft, und wenn nur ein Halm geknickt ist, so macht der Käufer Bemerkungen. Und die Großmutter hat solche Bemerkungen nicht gern. Genau muß man sein, jedem das Seine geben, und dem Meier das Gras, ohne vorher ein Hälmchen zu knicken. — Er gibt ja gutes Geld dafür, ist nicht ein schlechter Centime dabei. — bald vielleicht wird der Meier kommen, dann gibt es fröhliches Sensengedengel, in zwei Tagen wird alles gemäht, so viele braune Arme scheidet er. Dann wird das große Portal aufgemacht, und herein fahren die leeren Wagen, um voll von der geschorenen Wiese zurückzufahren. Eider wird ihnen Großmutter anbieten, denn die Arbeit ist heiß und macht durstig, und wenn der Meier selber kommt, um das Geld zu bringen, dann liegen im breiten Brunnenbecken die Flaschen bereit mit dem Eigengewächs, dem dunklen Rotwein, der zu beiden Seiten der Campagne in den sonnigen Weingärten gedeiht. Geld ist nicht nur Geld, und ein Geschäft muß mit einem Trunk besiegelt werden.

„Aber die Kirschen? Bis die Wiese gemäht wird, sind die Späßen und Amseln längst Meiser geworden,“ denkt nun auch die Großmutter bei sich. „Toto hat recht, wir müssen Maitre Sabard fragen, ob er nicht Rat weiß. Morgen wird er ohnehin kommen, es ist hohe Zeit, die Reben zu bespritzen, bei der Hitze hätte der Mehltau gar leichtes Spiel.“

„Gleich nach der Schule lauf ich zum Maitre Sabard, daß er nur ja nicht das Kommen vergißt,“ sagt Toto. Es ist auch nett, auf den Hügel zu gehen, in das grüne Chalet unter den hohen dichten Bäumen, wo Maitre Sabard wohnt. Ganz allein wohnt der alte Weingärtner in dem grünen Chalet, das nichts als eine schmale Veranda und eine Stube ist. Auf dem Decken locht er sich selber sein Essen, in alle drei Fensterchen rauschen die Räume herein, gründämmerig ist es da drinnen, als wär' man im Wald, und auf der Schwelle der kleinen Veranda hüpfen die Vögel ohne Scheu und guden mit ihren schwarzen Perlenaugen in die Stube hinein. Winters aber werde sie dreifach laut klopfen die Meisen-

schnäblein an die staubigen Scheiben, bis ihnen Maitre Sabard das Tischchen deckt. Das ganze Jahr singt es und zwitschert ums Haus, und wenn drinnen die Gläser aneinanderklingen, denn Maitre Sabard hat stets einen guten Tropfen für seine Freunde bereit, dann fehlt es ihm nie an Tafelmusikanten.

II

Maitre Sabard war nicht daheim, aber lange konnte er noch nicht fort sein, denn Toto bemerkte, daß eine gefüllte Gießkanne auf dem Fensterbrett stand, die große Gießkanne, in der sich Maitre Sabard das Wasser zur Abendsuppe aus der tiefer unten gelegenen Campagne holte. Toto legte die Hand über die Augen und blickte von der aus dem Waldhain hervortretenden Veranda nach dem Weingärtner aus.

Von da oben konnte man herrlich weit sehen; fern, zwischen dem langen Felsenleibe des großen Saleve und seinem kleinen zuckerhutförmigen Namensbruder leuchtete starr und weiß der Montblanc; die roten Dächer der Dörfer um Genf lagen wie kleines Spielzeug im Grün, die vielen Kuppeln streckten sich lustig, und gleich da unten, auf der weißen Straße und über die kleine Brücke der Aire sausten drei Löffelstöcke hintereinander. Unter der Brücke aber kam in diesem Augenblicke Maitre Sabard selber hervor, sprang in der übervollen grünen Aire von einem Stein auf den anderen und angelte mit einem langen Bohnensteden nach einem abwärts schwimmenden Gegenstand. Unter der Brücke am Ufer heulte ein Dorfhub aus allen Kräften und ein Dutzend Zuschauer hingen mit halbem Leibe über das steinerne Brückengeländer. Toto wollte natürlich auch sehen, was dort vor sich gehe, und in langen Sprüngen kam er hinunter. Gerade gelang es Maitre, den Gegenstand mit dem Steden zu spießen. Es war ein Tragkorb, und die Zuschauer klatschten Weisfall und riefen und schrien. Der heulende Hub wischte sich die Tränen ab und reckte sich Maitre Sabard so stürmisch entgegen, daß die Zuschauer ein Warnungsgeschrei ausstießen, denn gerade dort war das Flüsschen am tiefsten; am seitigen Ufer jedoch lief ganz allein ein Mann mit geballten Fäusten hin und her, indem er von Zeit zu Zeit wie ein böses Tier gegen den heulenden Buben und gegen Maitre Sabard aufbrüllte.

Einige Minuten später hatte Maitre Sabard den kleinen Antonio, den Sohn des italienischen Maurers, erreicht und ihm den Tragkorb zurückgegeben, und nun stieg er, naß bis zum Gürtel, neben Toto wieder bergan.

„Das ist eine traurige Sache, wenn der Mensch krank ist!“ sagte der Weingärtner, „ist noch immer wütend, der Nachbar da drüben.“

„Was hat denn der Antonio getan, und wie ist sein Korb in die Aire gefallen?“

„Der arme Kleine! Den ganzen Nachmittag hatte er Löwenzahn zum Salat gesammelt, in einen Korb, der nicht ihm gehört, leider! in einem Grasgarten, der noch weniger sein ist!“

„Hat er in des Nachbars Grasgarten gesammelt, Maitre Sabard?“

„Leider! Aber der Mann ist krank. Hat dem Kleinen den Korb weggerissen, alles, was er gesammelt, ins Wasser geworfen und den Korb hinterdrein! Einen Korb, der nicht sein ist! Kann ein Mensch noch tränkler sein?“

„Ja,“ sagt Toto und brüdt die Brust heraus, „das Gras ist schon zu hoch, man darf nicht mehr hinein, bei uns ist es auch ein wahres Elend. Denn wissen Sie, Maitre Sabard, die Späßen sind dieses Jahr so besonders schrecklich frech! Ich stehe und mache sooo mit der Hand, und manchmal klatsch' ich sogar in die Hände, aber es hilft nicht, sie guden nicht einmal her, Maitre Sabard, und Großmutter sagt, es sind Vedermäuler, wir werden nicht eine Kirsche bekommen!“

„Die Vögeln wollen auch essen,“ sagt Maitre Sabard, ohne eine Miene zu verziehen.

Toto sieht ihn schnell an, aber er weiß schon, Maitre Sabard macht niemals Spaß wie die anderen. Sein langes, hageres Gesicht mit dem spärlichen, rötlichen Bart ist immer ruhig, nie hat ihn jemand böse gesehen. Toto schiebt leise seine kleine Hand in die herabhängende hornige Faust des Weingärtners. Die großen Finger schließen sich warm um die Kleinen.

„Der Parrain sagt, Sie arbeiten wie ein Reger, aber Sie sind doch gar nicht schwarz?“

Maitre Sabard lächelt geduldig, wie Toto seine große Faust hochhebt und besieh. Dann legt er dem Jungen die Hand auf den Kopf. „Nun, Kleiner, was für eine Bestellung bringen Sie mir von der Frau Großmutter?“

Toto schüttet sein Herz aus. „Auch die Amseln sind so entsetzlich frech dieses Jahr, sie haben es von den Späßen gelernt. Mit dem Schnabel — pie! — in jede Kirsche hinein und abgerissen und weggeschmissen. Es ist schade, sagt Großmama! Denn Großmama ist die Kirschen sehr gern, und Parrain sagt, man wird sie nachher auffammeln, wenn das Gras gemäht ist, dann sind sie trocken wie kleine Steine, — ist das nicht abscheulich? Auf diese Meierei ist gar kein Verlaß, sagt Großmama, das Gras ist so hoch, das könnte man schon jetzt abmähen, denn wozu ist die Wiese? sagt Großmama! Auf einer Wiese möchte man laufen und Purzelbaum schlagen! sagt Großmama.“

Maitre Sabard hört geduldig zu; seine blauen, ein wenig getrübbten Augen lächeln voll Freundlichkeit. Und eine Auskunft hat er sogleich, die Toto unbeschreiblich gut gefällt, so gut, daß er bald glaubt, er habe sie selber ausgedacht. Ein ganz schmales Fuß-

steigeln wird Maitre Gavard mähen, vom Rande der Wiese, wo die Schaukel und das Red steht, bis zu den zwei Kirschbäumen, auf denen die Kirschchen schon rot sind.

„Aber wird es der Meier erlauben?“ fragt Toto vorsichtig.
„Ja, warum denn nicht? Dazu hat der Eigentümer das Recht, und es ist nur ein einziger Kranker im Dorf, der dem armen Antonio den Korb samt dem Salat ins Wasser wirft, und zum Ueberflus kann man um Erlaubnis fragen, es gilt nur ein Wort.“

Toto lief den ganzen Weg in gestrecktem Galopp nach Hause, fast hätt' er ein Automobil umgerannt.

III

Der herrliche Morgen zieht aus dem See herauf, in dem die Sonne die kurze, duftige Nacht verschlafen. Toto ist schon am offenen Brunnen, der glühende Strahl rinnt ihm frisch über den kurzgeschorenen Kopf. Wundervoll ist's, sich am Brunnen zu waschen, das Handtuch hängt im Fliederstrauch, auf dem Brunnenbecken schaukeln wie kleine Rähne die Blüten des Robinienbaums, der junge Hahn, der noch nicht krähen kann, aber doch krähen möchte, schreit so ganz lächerlich, und die Kaninchen sind hungrig, so hungrig! Es ist schon ein Graus, was man alles zu tun hat. Die jungen Tomatenpflanzen müssen gleich Wasser haben, die drei großen Enten klopfen mit den breiten Schnäbeln an ihre Stalltür: auf! auf! Die wollen ins Wasserbassin, und dabei wird gleich die Pforte klirren, denn Maitre Gavard mäht heute den Steg, man weiß nicht, was man zuerst tun soll!

„Die Ohren auch! und hinter den Ohren! da hast Du's die, Heiner Knopf,“ ruft die Großmama, die vorübergeht, lachend dem Eiligen zu. Toto blüht sie verwundert nach.

„Großmama auch schon draußen?“ denkt er. „Ich wollte oben im Kirschbaum sein, wenn sie herauskämel!“

„Ah, guten Morgen, Maitre Gavard! Also es gibt keine Schwierigkeiten! Denn Unangenehmes, das macht mich krank,“ sagt Großmama und watschelt leutselig um den Arbeiter mit der Sense herum. Und von dem Pavillon kommt Parrain, der zieht den Rechen über den Kies und schlägt sich rückwärts auf den Heinen „Verdrus“.

„Guten Morgen, mein Alter, das Wetter schlägt um, ich hab meinen Barometer hier drin, zu Mittag haben wir Wiese, mein Alter, und danach kommt Regen, — der Budel, der sag's!“

Maitre Gavard steht, die Beine gespreizt, fest in den Boden stemmt er den Denselstock, und das vertraute Sommergeräusch klingt in den Amselschlag, und in den feurigen endlosen Nachtigallengesang.

„Die singen lange, dies Jahr! Und, warten Sie, Madame, das ist der Laubfänger wieder vom vorigen Sommer.“

Er dengelt und horcht. Sein hageres, verbranntes Gesicht wird glatt. Und zwischen dem Dengeln und Horchen gibt er Auskunft über die Neben, deren erste offene Blüten die Luft mit bezaubernder Süße erfüllen.

„Von der Schaukel bis an den Baum, Maitre Gavard.“ Alle begleiten ihn bis an die Schaukel, sehen zu, wie er mit morgensfrischen, nackten Armen die Sense schwingt.

Das Portal klirrt wieder, langsame Schritte Intrtschen über den Kies . . . der Briefträger. Großmama und Parrain und Toto — jetzt läuft alles zum Briefträger hin. Er hat es nicht eilig und schwatzt auch gern, und die Schweißtropfen stehen ihm schon auf der Stirn. Es wird heiß heute.

Da kommt Maitre Gavard um das Haus herum auf die Blaubernden zu. Will er auch mit plaudern? . . . Aber was hat denn der Mann? Wie langsam er kommt, er schlottert im Gehen, und sein gesenktes Gesicht? Und in der Hand die Sense, aber in der linken, was hat er denn da? Toto ist ihm gleich entgegengegrungen.

„Nimm Dich vor der Sense in acht,“ ruft die Großmutter, „nun? was haben Sie Maitre Gavard?“

Ein bleiches, entsetztes Gesicht blüht die munteren Deutchen an; die Hand, die der Arbeiter hinstrickt, zittert, der Heine, bunte Gegenstand darin gittert mit.

„Ach, Madame! Was hab' ich getan! Was für ein Unglück! Ein unschuldiges Leben vernichtet, sehen Sie nur!“

Auf der braunen, schwierigen Handfläche liegt ein veratmendes Bögeln, blutbespritzt ist es und einige feine Blutströpfchen stehen auf den bebenden Fingern, zwischen denen es liegt. Quer über der Heinen, braungoldigen Brust flasst ein roter Spalt, das rotumfiederte Schnäbelchen steht hilflos geöffnet, die goldgelben, schwarzgebänderten Flügeln hängen gespreizt, die Krallen stehen gekrümmt. . . .

„Ein Heiner Stieglitz! Ach, wie schabel!“ sagt die Großmutter. Toto streichelt das seibene Gefieder.

„Nun, mein Alter, das ist schon so: wir alle müssen sterben.“ Bemüht sich Parrain in ermunterndem Tone zu sagen.

Maitre Gavard nickt. „Ich hab' ihn singen hören, noch einen Moment zuvor, und dann, dann hat ihn die Sense getroffen. . . . Verzeihen Sie mir, Madame, und Sie gleichfalls, mein Herr, ich kann heut nicht weiter arbeiten — — ich fürchte — meine Hand — heute . . . unglücklich . . . ganz außer Fassung, — — unschuldigen Sie mich — — morgen — ja, mein Heiner Toto, morgen — —“

Am Portal stehen sie, gucken dem Weingärtner nach, der mit gekrümmter Schultern, wie gedrückt von dem Gewicht seiner unglücklichen Sense die weiße Straße hinuntergeht.

„Sonderbar!“ murmeln sie verstört.
Nur Toto ist ruhig. Er hält den Stieglitz in der Hand und untersucht ihn.

„Schade, wenn der jetzt lebte, und ich ihn dann hätte und Großmama mir einen Käfig für ihn kaufte — der würde mal pfeifen!“

Kleines feuilleton.

Der Niagara Südamerikas. Was der Niagara für Nordamerika und die Victoriafälle für Südamerika, das ist für Südamerika der große Katarakt des Iguazu. Er bildet am oberen Parana, an der Stelle wo die Gebiete von Brasilien, Argentinien und Paraguay zusammenstoßen, eine natürliche Kraftquelle, deren Ausnützung jene Gegend zu einer der gewaltigsten Stätten hydroelektrischer Kraft machen würde. Schon seit uralten Zeiten waren die Fälle den Indianern bekannt; den Europäern wurde erst im Jahre 1767 durch den Jesuitenpater Lozano die erste Kunde von den gewaltigen Katarakten. Er beschrieb damals die Stelle und schilderte, wie die Wassermengen von einer gewaltigen Höhe in den Abgrund stürzten, mit solchem Getöse, daß man meilenweit daß donnernde Mäuschen höre. Seit kurzem hat die Entwicklung des Verkehrsweßens von Eisenbahn und Schiffahrt es möglich gemacht, die Fälle ohne Schwierigkeiten zu erreichen, und gewiß wird es nicht mehr lange dauern, bis unternehmende Kapitalisten sich für die Ausbeutung der heute ungenutzt sich ausübenden Naturgewalten interessieren und tühne Ingenieure die großen Kräfte besiegen. Henry Harley gibt in „Cassier's Magazine“ eine anschauliche Schilderung dieses Wunders der Natur. „Der Iguazu“ — sein Name entstammt der Guaranißsprache, dem Worte „I Guazu“ und bedeutet „große Wasser“ — „ergießt sich in den oberen Parana, gegen 1500 englische Meilen entfernt von der Mündung des großen Stromes in den Atlantischen Ozean. Der Iguazu entspringt in der Serra Caterina, kaum dreißig Meilen entfernt vom Meere. Aber als unüberwindliches Hindernis schieben sich die Berge zwischen ihn und den Ozean, sie zwingen ihn, sich nach Westen eine Bahn zu suchen, und so strömt er denn dem Alto Parana zu, vereinigt sich mit ihm und erst nach einer weiten Reise erreicht er mehr als tausend Meilen südlich im Rio La Plata das Meer. In seinem oberen Lauf windet sich der Strom mühsam durch das hügelige Gelände. Etwa 12 Meilen von dem Einfluß in den Parana macht er eine scharfe, mehr als rechtwinßige Biegung, zwängt sich in eine schmale felsige Enge, und hier tosen nun die großen Fälle.“ In der inneren Seite der Krümmung, an dem brasilianischen Ufer, machen die gewaltigen Wassermassen einen Sprung von 210 Fuß hinab in die Flußenge; diese Fälle werden die brasilianischen Fälle genannt. Aber nicht alle Wassermassen haben diesen Weg gewählt; eine Insel scheidet die Fluten und der andere Arm stürzt in zwei Fällen, den sogenannten argentinischen. Die direkte Entfernung vom Anfang der brasilianischen Enge bis zu den argentinischen Fällen beträgt 6000 Fuß, mißt man dagegen die krumme Linie der Fälle über die Achse des mittleren Riffs, so erhält man eine Breite von rund 10000 Fuß. Die Breite der Niagaraßfälle dagegen beträgt 4770 Fuß und bringt man Great Island in Abrechnung, so beträgt die Breitenausdehnung der abfallenden Wasser gar nur 3010 Fuß. Die Höhe der Niagaraßfälle schwankt zwischen 158 und 167 Fuß. Die Iguazußfälle sind also mehr als doppelt so breit wie die nordamerikanischen Fälle und ihre Höhe übertrifft die Niagara um ein volles Drittel. Ueber die Flutmassen des südamerikanischen Naturwunders sind genaue Messungen einstweilen nicht zu erlangen; aber in der Regenzeit beträgt die Tiefe des breiten Stromes vor den Fällen gegen zehn Fuß, während in der Enge der Wasserspiegel zwischen Hoch- und Tiefstand bisweilen um 120 Fuß variiert. Jedenfalls sprechen alle Vorbereitungen eine eindringliche Sprache für die Anlage einer großen Kraftstation. Bei Racunday findet man wieder Wasserfälle, deren Kräfte ausgenutzt werden könnten. Hier entwickelt sich ein Katarakt von 50 Fuß Höhe und etwa 250 Fuß Breite, und auch am Alto Parana, 200 englische Meilen oberhalb des Einflusses des Iguazu, stößt man auf die Guayraßfälle, indes eine Menge kleinerer Fälle der Gegend den Weinamen „Das Land der Wasserfälle“ eingetragen haben. Die Iguazußfälle sind mittels Bahn und Schiff von Buenos Aires aus in zwölf Tagen zu erreichen. Das Land bietet eine Menge natürlicher Schätze, insbesondere einen großen Reichtum an Bauholz, und alle diese Dinge harren nur einer systematischen Ausnützung. Wenn die Entwicklung der Kraftübertragungen auf weite Strecken sich fortentwickelt, wird es kein Traum mehr sein, die Kräfte der Iguazußfälle 300 englische Meilen weit bis Curitiba zu leiten oder gar überhaupt bis zur Küste.“

Aus dem Tierleben.

Die Schnelligkeit des Lachses. Ueber die Geschwindigkeit schwimmender Fische sind bisher nur wenig zuverlässige Beobachtungen angestrebt worden, was auch begreiflich ist, weil die Fische selten eine längere Zeit in einer geraden Richtung sich fortbewegen. Jetzt hat Professor Mehger an den Weserlachsen eine solche Feststellung vorgenommen. Diese Fische wandern im Herbst von den Laichplätzen in der Weier stromaufwärts und legen in 24 Stunden etwa 40 Kilometer zu. Bei einem durch eine

Blombe gezeichneten Lachs wurde, wie die „Allg. Fischerei-Zeitung“ mitteilt, ermittelt, daß der Fisch in 82 Stunden 136 Kilometer in der Weser aufwärts geschwommen war.

Die Fressleistung der Schlangen. In der Gefangenschaft bekommen die Schlangen nur einmal in der Woche zu fressen, dann aber vertilgen sie auch außerordentliche Mengen, von denen man sich bisher kaum eine richtige Vorstellung gemacht hat. Im Hagenbedschen Tierpark bei Hamburg hat jetzt Dr. Alexander Solowowsky Versuche angestellt, um zu ermitteln, wieviel eine Riesenschlange in einer Mahlzeit vertragen kann. Eine stattliche Kollektion von ungeheuren Pythonischlangen aus Borneo, von denen einige bis zu 8 Meter lang sind, gaben dazu eine vortreffliche Gelegenheit. Während auch die größten Schlangen in den Aquarien sonst gewöhnlich mit Kaninchen gefüttert werden, wurden den Reptilien im Hagenbedschen Tierpark ganze Ziegen, Steinböcke und ähnliches vorgesetzt, die allerdings vorher getötet und auch ihrer Hörner entledigt waren. Wer einmal eine Riesenschlange bei der Mahlzeit beobachtet hat, wird diesen Anblick gewiß in seinem Leben nicht mehr vergessen. Besonders widerlich ist es natürlich, wenn ihr der Braten lebendig vorgesetzt wird, wie es bei einigen Schlangen, z. B. bei der Klapperschlange, allerdings geradezu geschehen muß, weil sie nur von ihr selbst getötete Tiere anrührt. Die großen Pythonischlangen ergreifen ihre Beute mit einem blitzartigen Vorschneellen des Kopfes und schlängen je nach ihrer Größe eine oder mehrere Windungen ihres Leibes um sie herum. Mit der ungeheuren Kraft ihrer Muskeln zermalmen sie dann das ganze Knochengestüt im Innern der Haut so weit, daß sie nunmehr alles zusammen verschlucken können. Dr. Solowowsky beschreibt in der Wochenschrift „Umschau“ (Frankfurt a. M.), daß diese Schlangen auch getötete Ziegen stets am Kopf zuerst packen. In einer halben Stunde verleben sie sich bis zu 75 Pfund ein. Wenn man den Kopf einer ruhenden Schlange betrachtet, hält man es für ganz unmöglich, daß solche Riesenschlängen durch den Schlund sollten passieren können. Das Schlundgerüst der Schlangen hat aber die Besonderheit, daß die Kiefer hinten nicht verwachsen sind, so daß sich der ganze Hals schlauchartig bis zu großer Weite aufblähen kann. Einer der Hamburger Pfleglinge leistete sich an einem Tage einen Schwan von 17 Pfund, drei Tage darauf einen sibirischen Rehbod von nicht weniger als 67 Pfund, also zusammen in drei Tagen 84 Pfund oder 28 Pfund pro Tag. Eins der holden Geschwister führte sich sogar eine 71 Pfund schwere Steinsiege in einem Bissen zu Gemüte, nachdem sie erst vor wenigen Tagen zwei kleinere Ziegen von 28 bezw. 39 Pfund verschlungen hatte, was zusammen für die kurze Zeit 138 Pfund ergibt. Bei der einen dieser Mahlzeiten wurde sie in roher Weise dadurch gestört, daß sie mit Anwendung von Niblicht photographiert wurde, worüber sie derart erschrak, daß sie die ganze Steinsiege wieder von sich gab. Dadurch konnte festgestellt werden, daß sie mit ihren Muskeln der Ziege das Genick gebrochen und aus den Gelenken gezogen, ebenso die Schulterblätter und alle Rippen und die Schenkelknochen aus dem Zusammenhang gerissen hatte. Die größte Leistung ist bisher das Verschlingen einer Ziege von 84 Pfund gewesen, doch nimmt Dr. Solowowsky an, daß die größten Schlangen wohl bis zu 100 Pfund auf einen Bissen nehmen können. Bis zur gänzlichen Vollendung der Verdauung dauert es dann aber auch 2-3 Wochen, wozu die Schlangen gern den Aufenthalt im Wasser aufsuchen. Sie haben also in hohem Maße die Fähigkeit, auf Vorrat zu fressen und können dann dafür auch oft monatelang ohne Nahrung und scheinbar auch ohne Nahrungsbedürfnis bleiben.

Humoristisches.

— Der moralische Zwang. (Eine Schrift zur Erlangung der philosophischen Magister- und Ministerwürde.) Der Zwang ist derjenige Zustand des Individuums, in dem das letztere nicht will, aber muß. Es gibt a) einen unmoralischen, b) einen neutralen, c) einen moralischen Zwang. — Unmoralischer Zwang ist Notzucht, Raub, Erpressung, Zwangsanzleihe, Zwangskurs, Zwangsverziehung, Zwangsarbeit. — Neutraler Zwang ist der Impfwang, der Wehrzwang, die Zwangsjacke und die Zwangsvollstreckung. — Moralischer Zwang ist der Zeugniszwang.

Der Zeugniszwang richtet sich gegen die schlimmste Form des Zuhälterturns, gegen die sogenannte Presse. Die Presse wirkt durch das, was sie drucken läßt; ein jeder Druck aber erzeugt nach einem physikalischen Gesetz einen Gegenruck; dieser Gegenruck ist eben der Zeugniszwang. — Soll die Presse wirken, wie es ihr Verus ist, so muß sie fruchtbar sein; eine unfruchtbare, eine sterile Presse hat ihren Verus verfehlt. Fruchtbar sein, heißt zeugen. Der Staat führt also die Presse ihrem wahren Verus zu, wenn er sie zwingt, zu zeugen.

Die Presse ist ebenfalls ein Zwangsprodukt, nämlich eine Zwangsvorstellung, weil man sich manchmal Freimüthigen vorstellen lassen muß, wenn man auch nicht will. Bei einer solchen Vorstellung hält man still, indem man denkt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Der einzig wirksame Schutz gegen solche Zwangsvorstellungen ist der Zeugniszwang. Der Zeugniszwang ist etwas von der Natur gegebenes, denn er erscheint in der Form aller Lebenden, in der Felle, in der er vollstreckt wird.

Gegen den Zeugniszwang spricht nur ein einziger Grund: die anderen Wanditen, die im Gefängnis sitzen, beschweren sich über die

ihnen aufkotrolierte Gesellschaft. Für den Zeugniszwang aber sprechen die Verunft, die Moral, die Logik, das Recht und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“.

— Vor dem Gesetze sind alle gleich. Redakteur: „In dem Beleidigungsprozeß des Dr. Peters gegen die „Münchener Post“ hatte Beklagte den Antrag gestellt, den deutschen Kaiser als Zeugen zu vernehmen.“

Söhnchen: „Und nicht wahr, Papa, wenn der Kaiser seine Aussagen verweigert, kommt er auch in Zeugniszwangshaft?“
(„Jugend.“)

Notizen.

— Immer noch unsittlich ist in Hamburg Macchiavellis Drama Mandragola. Verboten, anscheinend wieder freigegeben, und nun auf Grund des Gesetzes betreffend das Verhältnis der Verwaltung zur Rechtspflege bei 1500 M. Geldstrafe für jeden Fall der Nichtbefolgung aufs neue verboten. Er muß doch noch sehr lebendig sein, der Florentiner Staatsmann und Spötter.

— Einen Protest gegen die Matherhornbahn hat das Zentralkomitee des Schweizer Alpenklubs bei dem schweizerischen Bundesrat eingelegt. Es will die herrliche Gestalt des Bergriesen nicht durch Menschenhand entweihen lassen.

— Merkwürdige Frauenberufe. Ueberraschende Angaben über die Berufe, in denen die Frauen in den Vereinigten Staaten bereits tätig sind, enthält ein eben ausgegebener Bericht des offiziellen statistischen Bureau. Man erkennt daraus, daß in Amerika der Eroberungszug der Frau weitaus die größten Fortschritte gemacht hat. Es sind nur noch neun Berufe, die im Jahre 1900 von Frauen noch nicht ausgeübt wurden. Dagegen waren bereits 43 Mitglieder des schwächeren Geschlechts als Droschkentischer tätig, so daß die Amerikaner etwas erstaunt waren, als ihnen der erste weibliche Droschkenkutscher in Paris unlängst als besondere Neuigkeit vorgestellt wurde. Fünf Frauen fanden ihren Lebensunterhalt als Lotfen, 10 als Bahnportiers, 45 als Ingenieure, 32 als Bremser, 26 als Weichensteller und Signalgeber, 7 als Eisenbahnwärter, 185 als Schneide, 8 als Kesselschmiede, 6 als Schiffszimmerleute, 508 als Maschinisten, 11 als Brunnenmacher und 2 als Dachdecker. Im ganzen verdienen sich fünf Millionen Frauen in den Vereinigten Staaten ihren Lebensunterhalt selbst.

— Der Kampf der Amerikaner gegen die „Salome“. Noch energischer als der Verwaltungsrat der New Yorker Oper gehen die Behörden von Wilmington, Delaware, gegen die „unmoralische“ „Salome“ von Richard Strang vor. Am Dienstag hat die erste Aufführung des Werkes stattgefunden, und sie verletzte die Moral der Stadtväter so tief, daß sie die Verhaftung des Direktors und des Regisseurs der Oper anordneten, weil sie sich gegen das Verbot der Aufführung von unmoralischen Stücken vergangen hätten. Auf Ersuchen der Behörden verhaftete die Polizei aber auch die Darstellerin der „Salome“, wie die Schleiertänzerin. Gegen beide Künstlerinnen wurde die Anklage erhoben, sich auf der Bühne „skandalös benommen“ zu haben. Gegen eine Kaution von 1000 Dollar wurden beide zwar auf freien Fuß gesetzt; aber sie werden sich demnächst zusammen mit dem Direktor und Regisseur vor Gericht wegen ihrer Verletzung der amerikanischen Schamhaftigkeit zu verantworten haben.

— Der versteinerte Mensch. Einige brasilianische Aerzte haben ihrem Ministerium für Industrie und öffentliche Arbeiten ein seltsames Patentersuchen unterbreitet. Der Erklärungsverst, der ein Holzlasten mit der Leiche eines am 17. Mai 1901 verstorbenen und am folgenden Tage nach dem Verfahren der Patenten konservierten 13jährigen Mulattenknaben, eine Sterberuhr und ein Attest einwandfreier Zeugen beilegen, die der Ballamierung beivohnten und die konservierte Leiche seitdem in Gewahrhaft hatten, entnimmt die „Frankf. Ztg.“: „Die nach unserem Prozeß behandelten . . . durch Gips, Zement, Asphalt, Teer oder ähnliche Stoffe ausgefüllten, und mit der oben beschriebenen gemischten Substanz (Gyan-Hydro-Kalzit) im Gipsstoffbade gebeizten Leichen sind demnach, wie das beigegebene Muster augenfällig macht, bei rechtzeitiger Anwendung (innerhalb 24 Stunden) der Leichenmassagen, von Marmorfiguren, die dem Leben nachgebildet wurden, in keiner Weise zu unterscheiden und werden daher, da durchaus wetterbeständig sowie unangreifbar für Feuer, Säuren und sonstige verderbende Agentien, und da begreiflicherweise von einer Naturtöne, welche die Kunst nie zu erreichen vermag, bernfen sein, der Pietät für das Gedächtnis unserer großen, um das Vaterland oder um den Fortschritt verdienten Männer völlig neue Wege zu weisen.“ Die beiden Erfinder beabsichtigen, ihre Patentrechte nach Erledigung der gesetzlichen Formalitäten und ohne jeden Entschädigungsanspruch auf die in S. Paulo geplante Akademie zu übertragen und daran nur die Bedingung zu knüpfen, daß für die Dauer des Patentschutzes das neue Verfahren nur bei mit Tod abgehenden Mitgliedern des Kollegiums dieser „Unsterblichen“ zur Anwendung gelangen darf.

Hoffentlich machen die Erfinder für Preußen eine Ausnahme. Es wäre gar zu schade, wenn die um das Vaterland so schwer verdienten Männer, die schon bei Lebzeiten so versteinern wirken, nicht auch versteinert dauernd der Nachwelt erhalten blieben. Herr Studt sollte das Patent erwerben.